„Mit dem Fritz Hehner und dem Franz Körner."

„Aber du weißt doch, daß der Vater dir das verboten hat, er sagte, wenn es in Feldheim nichtsnutzige Jungen gebe, seien diese die nichtsnutzigsten, habe er sie doch neulich dabei betroffen, wie sie ein armes Kätzchen fürchterlich malträtierten."

„Ach, Mutter, das war so schlimm nicht," antwortete Peterchen, „das war ihnen nur Spaß, es sind sonst so muntere Jungen, bei ihnen habe ich immer die meiste Freude."

„Nun, dann geh in Gottes Namen, mach aber, daß der Vater euch nicht sieht, betrag dich brav und gib auf deine neuen Kleider acht."

Peterchen riß sein Käppchen vom Nagel und stürmte hinaus. Hinten an der Ecke standen schon Franz und Fritz und erwarteten ihn. „Wir wollen nicht auf die Wiese bei die anderen Knaben, sondern ums Dorf gehen, da sehen wir an den Hecken die schönen bunten Eierchen, die die Meise und die Nachtigall und der Buchfink in die Nester gelegt," sagten sie.

Sie waren einige hundert Schritte um die Hecke geschlichen, da kamen sie an des Bürgermeisters schönen Garten. Ganz nahe am Zaun — es war am Sonntag nach Peter und Paul — stand ein Baum mit dunkelroten Kirschen. Sie lächelten zwischen grünen Blättern die Jungen so freundlich an, als wollte jede sagen: „Komm und koste, wie süß und lecker ich bin."

Die drei, Peter, Fritz und Franz, schauten zu dem Baum auf und das Wasser lief ihnen im Munde zusammen, sie schauten die Wege entlang und ins Feld hinein, kein Mensch war zu sehen.

„Peter", sagten Fritz und Franz, „du kannst am besten klettern, wie stellen uns aufeinander, du über uns, dann schwingst du dich in die Zweige und füllst deine Kappe mit den schönsten Kirschen."

„Ei, das wäre ja gestohlen," sträubte Peter sich.

„Was, gestohlen?" sagten die andern, „auf dem Baume hängen 100 000 Kirschen, wenn du einige 30 davon nimmst, ist das denn gestohlen?"

Peters Widerstand war bald gebrochen, schon saß er hoch oben und pflückte die roten Kirschen in sein Käppchen, während die beiden da unten, Fritz auf den Garten, und Franz, der ein wenig ins Feld hinausgelaufen war, auf die Wege, die auf den Garten zu und an ihm vorbeiliefen, acht gaben. Da auf einmal ruft Fritz: „Peter, Peter, der Bürgermeister." Das hören, Franz und Fritz Reißaus nehmen sehen, und selbst flink wie ein Eichkätzchen, herunterrutschen, war das Werk eines Augenblicks. Nun aber über die Dornenhecke. Schon nahte der Bürgermeister mit großen Schritten — da, als der große Mann Peterchen eben bei seines neuen Röckchens Schlippchen fassen wollte, flog dieses wie ein Fähnchen in die Höhe und Peter lag gerettet auf der anderen Seite des Zaunes — aber frag mich nur nicht wie und was aus seinem Röckchen und Höschen geworden. Hände und Gesicht waren geschunden, die goldenen Knöpfe waren vom Röckchen abgesprungen und hatten Löcher ins Tuch gerissen und ein Dorn hatte das Höschen vom Knie bis auf den Schuh geritzt, wie mit einer Schneiderscheere. Und sein Käppchen! Es lag in Feindes Lager. Die Kirschen waren daraus gefallen und eben hob der Bürgermeister es auf und las in dem Futter die dort eingefügten Anfangsbuchstaben P. K.

„Ei," sagte der Bürgermeister für sich, „ist das der Peter Kann, der heute Nachmittag in der Christenlehre so schön beantworten konnte: Wie sündigt man durch Diebstahl? Wie man sich doch in so Jungen täuschen kann. Hm, hm."

Peterchen schlich beschämt, verlegen und gedrückt nach Hause. Was sollte er der Mutter sagen? Ihr bekennen, daß er auf des Bürgermeisters Baum gewesen und Kirschen gestohlen? „Ja, ja, wer lügt, der stiehlt," sagt das Sprüchwort und umgekehrt. Nein, nein, er sei so hart gelaufen und da gefallen und sein Käppchen sei ihm vom Kopf geflogen, in den vorbeifließenden Bach geraten und davon geschwommen. So machte er's, trotzdem das Gewissen sein Herz hörbar klopfen ließ.

Die Mutter bedauerte ihr Herzenssöhnchen, glaubte ihm alles, zog ihm den Rock und Höschen aus, wusch ihm das Gesicht und Hände, gab ihm auf diesen Schrecken noch etwas Extraleckeres zum Nachtessen und steckte ihn dann ins Bett. — Unterdessen aber hatte da draußen der Bürgermeister Peterchens Vater getroffen, ihm die Geschichte vom Baume erzählte und das von roten Kirschflecken besudelte, seinem Sohne gehörende Käppchen mitgegeben.

Jetzt trat der Vater ins Haus und ohne auf seine Frau zu hören, die ihm jammernd erzählen wollte, wie ihr Peterchen so hart gefallen, ging er an die große Hausuhr, die im Gange stand, öffnete die Tür, nahm einen Riedstock dort heraus, trat ins Zimmer, zog Peterchen aus den warmen Decken und zählte dem hemdenlosen mit kräftiger Hand einige Streiche auf, die sicher noch rötere Spuren zurückließen, als der Sturz von der Hecke. Peterchen schrie so laut, daß Stina, die Nachbarin, ihr Fenster öffnete und nun die Worte des Mannes hörte: Du nichtsnutziger Bengel, ich will dich lehren, lügen und stehlen" und die Worte Peterchens: „Vater, Vater ich tue es in meinem Leben nie wieder."

Dann war alles still. Stina vernahm mitleidig noch das Schluchzen und Wimmern des Jungen. Dann zog sie sich hinter die Gardinen zurück, denn der Vater Peters riß eben sein Fenster auf, um nach der zornigen Erregung etwas frische Luft zu schöpfen. Stina schärfte die Augen wie ein Falk und da sah sie nach einigen Minuten

den kleinen Peter, noch in Tränen gebadet, aus dem Bettchen klettern, sich dem Vater zu Füßen werfen und dann hörte sie die unter Schluchzen und Tränen hervor gebrachten Worte: „Verzeihung, lieber Vater, verzeih es mir noch ein einziges Mal, ich will es nie mehr wieder tun." Da wischte sich auch Frau Stina die Tränen ab und betete ein Vater unser, daß der kleine bekehrte Sünder nun auch sein Wort halten möge.

Unterdessen war die Sonne untergegangen, auf dem Kirschbaum in des Bürgermeisters Garten waren in der Dunkelheit nicht mehr Blätter und Beeren zu unterscheiden, Fritz und Franz lagen schon im Schlafe, aber der erste träumte schwer und rief in seiner Angst laut, daß die Mutter darüber wach wurde: „der Bürgermeister, der Bürgermeister!" nur Peterchen, dem was anders wehe tat, als das zerrissene Höschen, konnte trotzdem, daß seine Mutter sich an sein Bett gesetzt und die wunden Stellen mit Myrrholinsalbe eingerieben hatte, lange nicht in Schlaf kommen. Er sah immer den Kirschbaum und die Hecke und den Bürgermeister und einen langen Stock wie drohende Gespenster vor sich stehen und sich auf ihn zubewegen und als er endlich gegen Mitternacht doch in Schlummer fiel, schwebte als letzter Abschied von diesem verhängnisvollen Sonntag, an dem er so schöne Antwort in der Christenlehre gegeben, dem Tag nach Peter und Paul, wo er das neue Höschen bekommen, auf seinen Lippen: „Vater ich tue es in meinem Leben nicht wieder."

Richtet nicht.

Sieh'st du deinen Nächsten fehlen,
Wolleit ihn nur gnädig richten:
Nimmer kannst du dir verhehlen
Daß auch du dich manches Mächten,
Die dir Gott gegeben hat.
Suchtest treulos zu entheben
Wenn Versuchung dir genaht.
Stets bedenke, wie dein Leben
Hätte können sich gestalten
Ohne Gottes schützend Walten.

Gottesdienst-Ordnung.

Sonntag, den 7. Juli 1912.

In der Münsterkirche.

Hl. Messe: 5½ (Pred.). — 6½ (Komm. d. Schulmädchen). — 7½ (Pred.). — 8½ (Pred.). — 9½ (Hochamt). — 11 (Pred.).
Andacht: 2½ (Christenlehre). — 5 (Rosenkranz-Brudersch. m. Umzug).

In der St. Marienkirche:

Hl. Messe: 5. — 6. — 7. — 8. — 9 (Feierl. Hochamt). — 10 und 11 sind keine hl. Messen. — Im Anschluß an das Hochamt zieht um 9¼ Uhr die Pfarrprozession aus der Kirche. Die Ordnung wird in der Zeitung bekannt gegeben.
Andacht: 5 (feierl. Komplet).

In der Dreikönigenkirche:

Hl. Messe: 6½ (Komm. d. Mädchen d. 1. u. 2. Klasse). — 8 (Komm. d. Arbeitervereins m. Ansprache). — 9½ (Hochamt).
Andacht: 2½ (Katechese u. Kommunion-And.). — 6 (Rosenkranz).

In der Josephskirche (Weißenberg):

Hl. Messe: 5½. — 7 (Pred. u. Komm. d. Jüngl.-Vereins). — 9¼ (Hochamt m. Pred.).
Andacht: 1¾ (Jüngl.-Vereins). — 2½ (Christenlehre u. And.).

In der Sebastiannskirche:

Hl. Messe: 8 (m. Pred.). — Andacht: 5.

In der Alexianerkirche:

Hl. Messe: 8 (Pred.). — Andacht: 5.

In der Marienbergkirche:

4. Aloysianischer Sonntag.
Hl. Messe: 8. — Andacht: 2½ (Aloysius-And.).

In der hl. Geistkirche (Camillianerkloster):

Hl. Messe: 6. — 7. — 9 (Pred.). — Andacht: 5½.

Im Laufe der Woche.

In der Münsterkirche:

Hl. Messe: 6. — 7¼. — 8. — 9. — Donnerstag 8 (Segens-hochamt).
Andacht: Donnerstag 6 (Sakraments). — Samstag 6 (Salve).

In der Marienkirche:

Hl. Messe: 6. — 7¼. — 7¾. — 8½. —
Andacht: Donnerstag 6 (Sakraments). — Samstag 6 (Salve-And.).

In der Dreikönigenkirche:

Hl. Messe: 6. — 7¼. — Mittwoch u. Samstag 8.

In der Josephskirche (Weißenberg):

Hl. Messe: 6½. — 7¼.

In der Sebastiannskirche:

Hl. Messe: 7¼. — Andacht: Dienstag 5 (St. Antonius-And.)

In der Alexianerkirche:

Hl. Messe: 7½ — (Donnerstag m. Segen).

In der Marienbergkirche.

Hl. Messe: 7¼ (Donnerstag m. Segen).
Andacht: Samstag 5 (Salve).

In der hl. Geistkirche (Camillianerkloster):

Hl. Messe: 6. — 7½.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 27. Sonntag, den 7. Juli. 1912.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 7. Juli. Edelb., Willib.
Montag, 8. Juli. Kilian, Elisabeth v. Portugal.
Dienstag, 9. Juli. Veronika, 19 Märt. v. Gorki.
Mittwoch, 10. Juli. Felicitas mit ihren 7 Söhnen.
Donnerstag, 11. Juli. Pius I., Agilolf.
Freitag, 12. Juli. Felix und Nabor.
Samstag, 13. Juli. Margaretha, Eugen, Anaklet.

Evangelium am 6. Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium: Lukas 5, 1—11.

„In jener Zeit, als wieder sehr viel Volk bei Jesus war und sie nichts zu essen hatten, rief Er Seine Jünger zu Sich und sprach zu ihnen: „Ich habe Mitleid mit dem Volke; denn siehe, schon drei Tage halten sie bei mir aus und haben nichts mehr zu essen: und wenn Ich sie nüchtern nach Hause gehen lasse, werden sie erliegen auf dem Wege; denn einige von ihnen sind weit hergekommen." Seine Jünger antworteten Ihm: „Woher sollte man hier in der Wüste das Brot nehmen, um so viel Volk zu sättigen?" Und Er fragte sie: „Wie viel Brote habt ihr?" Sie sagten: „Sieben." Da befahl Er dem Volke, sich auf die Erde zu lagern. Und Er nahm die sieben Brote, dankte, brach sie und gab sie Seinen Jüngern zum Vorlegen; und diese legten sie dem Volke vor. Sie hatten auch einige kleine Fische; auch diese segnete Er und ließ sie vorlegen. Und alle aßen und wurden satt; und was von den Stücken übrig blieb, hoben sie auf, sieben Körbe voll. Es waren aber derer, die gegessen hatten, bei viertausend. Und Er entließ dieselben."

„Sie haben nichts zu essen."

Die Bekümmernis des göttlichen Heilandes im heutigen Evangelium um die leiblichen Bedürfnisse der Leute, die er zuerst mit geistiger Kost versorgte, hat etwas außerordentlich Rührendes und Väterliches. „Einige von ihnen" sagt er, „sind weit hergekommen; sie ungespeist zu entlassen geht nicht an, sie würden unterwegs verschmachten."

Das Evangelium paßt so recht in die jetzige Jahreszeit. Wer in diesen Wochen, sei es zu Fuß oder auf einer Fahrt mit der Eisenbahn an all den Feldern vorüberkommt mit den Millionen Halmen und Aehren, der braucht nicht die Frage der Jünger im heutigen Evangelium zu stellen: Woher werden wir Brot kaufen, daß diese essen? Denn Brot, Brot das ist der große Eindruck, den man auch von diesen weitgedehnten Getreideflächen mitnimmt.

Vom ästhetischen Standpunkte könnte man vielleicht den großen Aeckern wenig Interesse abgewinnen wollen. In den Ackerstreifen, die sich alle nach gerader Linie, sei es im Rechteck, Quadrat oder Dreieck wie auf einem großen Schachbrett aneinanderlegen, ist eigentlich nichts anders zu bemerken, als die mühende regelnde Hand des Fleißes. Landschaftliche Schönheiten bieten jene Erdstreifen, aus deren reichem Segen ein großer Teil Europas seine Speicher füllt, gewöhnlich wenige. Es fehlen in der Regel die Berge, die dem landschaftlichen Bilde einen so großen Reiz verleihen, auch der stolze Mantel der Wälder ist diesen Erdstrichen von der Schulter gerissen, und selbst die grünen Wiesen mit ihrem bunten Blumenteppich mußten weichen, wo es sich um die Notdurft des Lebens handelt. Und doch liegt in dem Wachsen und Reifen des Kornes so viel Poesie.

Immer ward der Ackerbau als ein ehrwürdiger und heiliger gepriesen und die Dichter aller Völker haben aus dem Wachsen und Reifen, aus dem Säen und dem Schnitt der Aehren eine Fülle der schönsten Bilder genommen. Fromme Gebräuche begleiten bis auf den heutigen Tag das Leben des Landmannes.

Wer aber hat zuerst den ärmlichen Halmen das Geheimnis seiner Kräfte abgelauscht? Wer hat das erste Samenkorn gesät? Wer die erste Frucht gezogen? Oft sind diese Fragen gestellt worden, aber unbeantwortet geblieben. Die Anfänge des Ackerbaues liegen jenseits aller Geschichte. Aber was auch Mythen und Sagen darüber berichten, darin stimmen sie überein, daß sie das brotspendende Korn als eine unmittelbare Gabe des Himmels bezeichnen.

Es ist in der Tat eine wunderbare Brotvermehrung, die wir in den Feldfrüchten vor Augen haben. „Ueberblicken wir" sagt Masius in seinen Naturstudien, „wohin heute der Bau des Getreides sich ausbreitet, so öffnet sich ein weites Gebiet und Staunen ergreift uns über die unzerstörbare Lebensfähigkeit dieser Pflanzen. Denn von den Hochtälern des Himalaya und der Kordilleren, 10—13 000 Fuß über dem Meere bis zu den Eisfjorden Finnmarkens und den Schneefeldern von Jakust streckt sich ihr Bereich. Hier, in einer Breite von 62 Grad, wo die Erde mehrere hundert Fuß tief ewig erfroren ist, und nur ein kurzer Sommer dieselbe einige Zoll hinab aufgetaut, gedeihen noch Halmfrüchte in Menge. So verleugnet sich nirgends der mütterliche Segen der Natur. Wo Reis und Mais nicht mehr gedeihen, da sprießt der Weizen; ihm gesellt sich der Roggen zu, um bald ihn ganz zu ersetzen, bis endlich Gerste und Hafer an seine Stelle treten. Und noch immer ist es dem Kulturtriebe der Menschen gelungen, diese Grenze mit versuchender Hand weiter hinauszuschieben. Was haben in dieser Beziehung die Missionare seit Jahrhunderten und in unserer Zeit besonders unsere Kolonien auf afrikanischem Boden geleistet?

Ueberall umhüllt unseren Planeten dieselbe Atmosphäre, aus welcher in die mikroskopischen Poren der Pflanzen die nährenden Gase dringen; überall in der Erde findet die Wurzel den Wasserquell, der die Organe frisch und geschmeidig erhält und ununterbrochen neue Stoffe gestaltet; überall den Kiesel, der dem dünnen Halme Festigkeit und Dauer, gleichsam das tragende Gerüst gibt, das zwar die Sense der Schnitter schnell schartig macht, aber auch dem trockenen Halme noch eine lange Brauchbarkeit verleiht, so daß sogar die Damenwelt ihn als Fundament des schönsten Schmuckes und der größten Eitelkeit auf ihren Köpfen duldet.

Wie schön ist in diesen Wochen das Kornfeld, sei es, daß es wie ein stiller Wald träumend dasteht, oder daß der Wind buhlend in seinen Wellen wühlt! Und was flüstern diese schwankenden, wiegenden Halme? Was raunt in diesem Rauschen, in dem es immer wie ein verborgenes, reifendes Feuer knistert? Sie erzählen von dem Gottessegen, der nun wieder aufgetan ist für so viel sorgende, hoffende Menschenherzen, aufgetan für alles, was da lebt. Das Kornfeld kommt einem vor wie ein großer Tisch;

an seinem Rande stehen die lebenden Geschöpfe und beten: „Aller Augen warten auf dich, o Herr, und du gibst ihnen ihre Speise zur rechten Zeit, du öffnest deine Hand und erfüllest alles, was da lebt, mit Segen."

Es ist die stets neue Erfüllung des alten Gotteswortes: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Man sieht wieder mit leiblichen Augen den Herrn und höret sein Allmachtswort: „Mich erbarmet des Volkes" und der Staub der blühenden Aehren dampft in blauen Wolken wie Weihrauch auf zum Danke gegen den gütigen Vater im Himmel.

Begreiflich, daß der göttliche Heiland seine schönsten Gleichnisse dem Landleben entnommen hat, das Bild vom Sämann, vom Weizenacker, von den Winzern, von dem Garten, vom Sauerteich usw., es sind die lieblichsten Spiegelbilder, in denen er die Menschen seine göttlichen Lehren schauen läßt.

Und was das Schönste und Geheimnisvollste ist: Als der göttliche Heiland einstens auf Erden wandelte, da wuchsen auf einem Acker schöne Aehren und an einem Weinstock herrliche Trauben. Kein Mensch wußte ihre Bestimmung, nur Gott allein war sie bekannt. Denn das Brot aus diesen Aehren und der Wein aus diesen Trauben wurde an einem Abend, wo der Herr beim ersten Sternenschein sich zu Tische setzte, in den Abendmahlssaal gebracht und über dieses Brot sprach der göttliche Heiland die Worte: „Das ist mein Leib," und über den Wein „Das ist mein Blut." Von dem Augenblick hatten wir ein h. Altarssakrament, die erste Messe, die erste Kommunion. Darum hat der Dichter wohl recht, wenn er sagt:

Das Höchste, was die Erde nennt,
Die Traube ist es, und die Aehre.

Von dem Manne, der das Wetter machen durfte.

Als der liebe Gott noch auf Erden ging, kam Er öfters zu einem Bauersmann. Dieser machte Ihm beinahe jedes Mal einen Vorhalt wegen des Wetters. Alles sei gut und recht, aber mit der Witterung mache Er es oft so verkehrt, als ob Er selbst auch noch helfen wolle, den armen Bauersmann zu drücken.

„Ja, glaube nur, wärest Du nicht der liebe Herrgott, so möchte ich Dir zuweilen einen Vorwurf machen!"

Der liebe Gott in seiner unendlichen Ruhe hörte ihn an und lächelte.

Einmal hatte der Mann die Aussaat eben wieder beendet. Er stand am Acker und legte das Säetuch nun zusammen.

„So, nun sollte es anfangen zu regnen und fortregnen bis morgen früh, das wäre das Richtige. Aber ach, unser Herrgott" — „tut wie Er will!" fuhr eine bekannte Stimme hinter ihm fort. Er drehte sich hastig um und siehe, der liebe Gott stand vor ihm und sprach weiter: „Ich wußte, was du sagen wolltest. Aber nun höre: Damit du zufrieden seist, lege Ich für diese Aussaat das Wetter in deine Hand. Wie du es wünschest, so wirst du es haben das ganze Jahr hindurch."

Da war der Bauersmann froh wie ein König und erwiderte: „So ist es einmal recht! Gib Du nur auch gut acht, damit Du siehst, wie wir Bauersleute das Wetter brauchen."

Kaum hatte der Mann zu Hause die Pferde in den Stall gebracht, da wünschte er seinen, leisen Regen die ganze Nacht; denn: Feiner Regen dringt durch. Es geschah. Am andern Morgen wünschte er Sonnenschein. Das Grau des Himmels zerging und die Sonne schien warm auf das feuchte Erdreich. So fuhr er fort; jeden Tag wünschte er die Witterung, welche ihm die gedeihlichste zu sein schien. Das Feld bedeckte sich auch bald mit dem üppigsten Grün und nicht lange währte es, daß ganze Aecker der schönsten Halme dastanden. Dem Bauer lachte das Herz im Leibe, wenn er Sonntags in seinem Gebiete die Aecker entlang schritt, an den Ecken stehen blieb und in die Pracht und die Fülle hineinschaute.

„Da kann der liebe Gott sehen!" sagte er nun selbstgefällig.

Die Saaten reiften, wurden gemäht und beim schönsten Erntewetter eingefahren. Das war eine Ernte! Scheune und Haus schichtete der Mann bis zum Hahnenholz hinauf voll. Es kam die Zeit des Dreschens. Da ward sein Gesicht mit jedem Tag länger; denn des Strohes hatte er eine unendliche Fülle, aber Korn hatte er wenig, sehr wenig. Im vorigen Jahre, als der Herr so oft das Wetter wider seinen Willen gemacht hatte, war der Kornhaufen wohl zehn Mal größer geworden.

Mißmutig stand er auf der Tenne, starrte sein Korn an, schob die Mütze auf die Seite und kraute in die Haaren.

„Ich weiß nicht, wo es gefehlt hat, ich muß doch fragen, wenn der liebe Herr kommt."

Indem er noch so stand, trat auch Gott der Herr schon in die Haustür und fragte: „Nun, wie ist es denn gegangen?"

„Schlecht! Schau', solche Haufen Stroh und dieses Häufchen Korn. Ich weiß nicht, wo es gefehlt hat."

Da lächelte der Herr und sprach: „Du wolltest es besser verstehen, hast aber in deinem Wetter etwas ganz Notwendiges vergessen, nämlich den Wind und darum hast du kein Korn bekommen. Wie ist es nun, willst du noch einmal versuchen oder soll ich das Wetter wiederum in die Hand nehmen?"

„Nein, Herr," wehrte da der Bauersmann, „ich nicht, sondern Du; ich stehe mich besser, wenn Du das Wetter machst."

Von dieser Zeit an war der Mann zufrieden. Wollte aber doch noch einmal ungünstige Witterung ihm an das Gemüt rühren, dann sagte er: „Still, Hans! Gottes Segen ist nun in diesem Wetter; denn Gott vergißt den Wind nicht."

Was meinst du, lieber Freund, wenn der liebe Gott auch heute noch unter uns umherginge, würde Er dann nicht wegen des Wetters sowohl als auch wegen anderer Sachen öfters hören: „Wärest Du nicht der liebe Herrgott, so würde ich Dir einen Vorwurf machen?"

Und überließe Gott darauf unserer Kurzsichtigkeit, Hast, Ungeduld, kurz, unserer Leidenschaft, was doch seine Weisheit, Ruhe, Geduld und Güte allein zu unserer wahren Wohlfahrt richten und ans Ziel bringen kann, so erginge es uns nicht anders als dem wettermachenden Bauersmann. Stroh, d. h. wertlose, trügerische, ja sogar schädliche Dinge würden wir uns in Menge anschaffen, aber Korn, d. h. Güter, die uns zufrieden und wahrhaft glücklich machen, würden wir nicht gewinnen. Also, lieber Freund, gewöhne dich, mit Gottes Wetter, d. i. mit Gottes Anordnungen fürlieb zu nehmen, damit du den kornspendenden Wind, d. i. Gottes Segen habest.

Ein Versehgang in Deutschland.*)

„Ein Versehgang in Deutschland? Ist denn daran irgend etwas Besonderes? Das ist doch das Alltäglichste was es gibt; der Pfarrer wird gerufen, versieht den Kranken mit den kirchlichen Heilsmitteln für die Sterbenden und geht nach Erfüllung seiner Pflicht wieder heim."

„Alltäglich ist es gerade nicht."

„Dann ist es also wohl eine Bekehrungsgeschichte auf dem Sterbebett?" „Nicht im mindesten." „Oder eine besonders herzergreifende Feierlichkeit, welche in irgend einem rein katholischen Winkel sich noch erhalten hat?" „Noch viel weniger."

„Nun, eine Rudolf von Habsburg-Erzählung wird doch heut zu Tage sich in Deutschland auch nicht mehr abspielen, daß Grafen Pferde verschenken zum Dienste der Kirche, wenn auf dem Tier der Geistliche mit dem Allerheiligsten zum Kranken geritten ist?" „Leider nein."

Ach, dann handelt es sich gewiß um die deutschen Missionen, da drüben in Afrika oder gar in Kiaotschau? Da mag ja allerlei Schwieriges und Unerwartetes vorkommen?" „Nein auch das nicht? Aber warum sind Sie denn so unruhig und vielfragend? Ich will Ihnen, lieber Freund, die ganze Sache ja gern erzählen! — sie ist höchst einfach und harmlos. Es handelt sich allerdings um Missionen — aber im lieben deutschen Vaterland selbst, um die nordischen Missionen und zwar um jenen Teil, den Sie durch Fritz Reuter's Humor so genau kennen, als wären Sie selbst jahrelang dagewesen, um Mecklenburg. Aber was Sie nicht wissen, und was mit Ihnen die meisten Katholiken — von Abergläubigen ganz zu schweigen, nicht wissen, ja nicht einmal ahnen, das will ich Ihnen erzählen."

„Und das wäre?"

„Daß es in Deutschland noch heute Gebiete von 100 Quadratmeilen (Meilen nicht Kilometer) gibt, in welchem kein oder nur ein Geistlicher ist, der für einen Versehgang zwei Tage gebraucht, oder wenn er seine Gesundheit daran setzt, doch mindestens einen Tag und eine Nacht notwendig hat."

„Für einen Versehgang einen Tag und eine Nacht?" und das in Deutschland selbst und vielleicht gar in Hunger, in Durst, in

*) Wir beten so oft, „vor einem unversehenen Tode bewahre uns o Herr". Die Hauptsorge einer frommen Familie bei der Krankheit eines Mitglieds ist immer die, daß, wenn das Leiden eine ernstliche Wendung nimmt, der Kranke die hl. Sakramente empfängt, und hören wir bei dem Tode eines lieben Bekannten, er sei mit Gott versehen worden, so ist uns das ein überaus beruhigender und tröstlicher Gedanke.

Nicht ohne Rührung und Teilnahme wird man darum die nachfolgende Schilderung lesen, die um so interessanter ist, als in diesem einzig geschilderten Zug die Schwierigkeit des Missionswerkes in der Diaspora überhaupt uns entgegentritt.

Nicht ohne Dank wird man den Aufsatz lesen, daß wir in so glücklichen Verhältnissen leben und überall in nächster Nähe Priester und Kirche und Gottesdienst in reicher Fülle haben.

Hitze und Kälte, unter Räubern und Mördern zu Wasser und zu Land usw. Sie scherzen sicherlich, mein werter Freund?"

„Ich scherze nicht im geringsten — die Räuber und Mörder, die Ihre spöttische Phantasie miteingeschaltet hat, schenke ich Ihnen ja großmütig wieder, das andere aber kann ich behalten. Doch anstatt zu fragen, hören Sie, bitte, einige Minuten zu. Oder noch besser — Sie nehmen, wenn Sie eine Karte besitzen, diese für einen Augenblick in die Hand, sehen sich mein liebes Mecklenburg an und folgen mir auf meinem Versehgange, richtiger meiner Versehreise ganz geduldig.

Da oben im Nordosten des Ländchens liegt Rostock mit seiner Hafenstadt Warnemünde an der Ostsee, eine Stadt von über 50000 Einwohnern mit Universität, allerlei hohen und höchsten Behörden, und rund 1000 Katholiken in oder um die Stadt. Im Frühjahr schwillt die Zahl auf 7—8000 an, wenn die östlichen Provinzen Preußens auf drei Viertel Jahr ihre Arbeitermassen in die hektarreichen Ritter- und andere Güter senden. Da kann jeden Tag etwas passiren, was den Geistlichen notwendig macht und dann arbeitet Post und Telegraph und Telephon, um ihn herbeizuschaffen, so rasch wie möglich.

So saß ich denn auch eines Tages, nichts Böses ahnend morgens beim Kaffee, es war nicht mehr früh; nach der hl. Messe waren Beichtleute dagewesen und Taufe und Trauung und Unterricht; kurz, es hatte, wie das nicht selten bei jedem Geistlichen, der allein steht, vorkommt, sich das eine so unmittelbar an das andere geschlossen, daß es nach 10 Uhr geworden war. Unter diesen Umständen schmeckt der dampfende Mocca sehr gut, und die Absichten meines Magens auf die Semmel waren für diese höchst verderblicher Natur. Da klopft's. Ein gleichgültiges „Herein" öffnet die Tür und es erscheint der Telegraphenbote. Die Leute habe ich etwas auf dem Strich; sie haben mir noch nie die Nachricht gebracht, daß ich z. B. das große Los gewonnen hätte oder sonst etwas erfreuliches in Geldsachen. Aber oft genug, daß ich Geld missen soll für eine Reise ins Binnenland. Ich traute auch jetzt der Sache nicht und nahm noch rasch einen Semmel, ehe ich das Telegramm öffnete — ein wirklich nützlicher Gedanke. Denn drinnen stand: „Ein Sterbender in Röbel wünscht Sie." Das Telegramm war aus Neustrelitz; dort wohnt mein lieber Freund, der einzige Pfarrer des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz, der einzige katholische Priester an der 214 Kilometer langen Strecke Berlin-Neustrelitz-Rostock. Dorthin also nach Neustrelitz hatten sich offenbar die Angehörigen des Sterbenden gewandt, weil es in größerer Nähe von Röbel lag als Rostock, obgleich Röbel zu Rostock gehört; doch das hatten die Leute sicher nicht gewußt, und in der Not ist der nächste auch der erste zur Stelle. Dieses Mal war es aber unrichtig gedacht; denn der Neustrelitzer Herr war, weil an eine andere Stelle seines Großherzogtums gerufen, an jenem Tage nicht zu Hause. Kurz entschlossen telegraphierte man aus dem Pfarrhause nach Rostock. Unsere Haushaltungen sind durch jahrelange Uebung auf solche Fälle, fast hätte ich gesagt, dressiert; dem von seinem Residenzorte abweisenden Missionar werden die Ordres telegraphisch nachgeschickt oder an die jenem Orte, wohin der Priester gewünscht wird, nächstgelegene Missionsstation übermittelt. Ich weiß mich kaum eines Falles zu erinnern, daß ein Missionar zu spät zum Kranken gekommen wäre trotz der großen Entfernung und mannigfachen Schwierigkeiten der Reise, wenn nur die Familie oder Freunde des Kranken ihre Schuldigkeit tun und sofort Fernsprecher oder Fernschreiber in Benutzung nehmen.

Mein Neustreliter Telegramm entsprach also den Abmachungen unter uns. Aber wo liegt Röbel und wie gelangt man hin?

An der Wand meines Arbeitszimmers hing ein großer Fahrplan, wie vor den Fahrkartenausgaben an den Bahnhöfen. Ein rascher Blick darauf, ein zweiter ins Kursbuch wegen etwaiger Dampfer- und Postverbindungen und nach kurzer Zeit ist der Reiseplan, der mich am schnellsten hin und her bringen kann, fertig gestellt. Aber Zeit ist nicht mehr zu verlieren — der Zug fährt 11 Uhr 15 Min. und jetzt ist es schon über halb elf. Das Haushaltungs-Ministerium des Innern erhält seine Instruktion und bringt Reisedecke, Schirm und Reisetasche.

„Wollen Sie denn nicht noch etwas genießen?" „Es geht nicht mehr." Rasch zur Kapelle. In die Tasche kommt Talar, Birett, Stola, Oele, Buch, Lichter, Kreuz, Weihwasser. In der Reisetasche sind diese Sachen insofern besser aufbewahrt, als sie den Geistlichen nicht so sehr beschweren, sondern ruhig in Eisenbahn und auf anderen Beförderungsmitteln neben ihm liegen können; muß aber zu Fuß gegangen werden, so ist die Unterbringung in den Kleidertaschen bequemer, als in der Reisetasche. Eine Reisetasche trägt sich sehr unbequem in der Hand, auf welche das ganze Gewicht drückt — in den Kleidern verteilt es sich nach allen Seiten.

„Aber wie viel Taschen haben sie denn zu diesem Zwecke in den Kleidern?" „Ich habe neulich eine Wette gewonnen, als ich behauptete, ohne vorherige Zählung, es möchten wohl zwanzig sein. Unter allgemeinem Gelächter ergab die feierlichst vorgenommene Zählung 23 Taschen; es ist unglaublich, was dort alles untergebracht werden kann und zwar, ohne daß es besonders auffällt. Divide et impera! Verteile richtig und alles bis aufs Letzte. Was für Taufe und Trauung, für Beichte und Kommunion, für Oelung und Weihung und Segnung, bis auf Rosenkranz und Skapulier, notwendig sein kann, wird hübsch sein Plätzchen finden. Den Talar aber schlägt man über den Arm oder läßt ihn zu Hause.

Die Missionsgeistlichen haben nämlich wegen ihrer besonderen

Verhältnisse Privilegien aller Art erhalten. Als ich zum ersten Male in meiner Anstellungsurkunde las, ich könnte in Laienkleidung mich kleiden, dürfte, wenn nötig, die hl. Messe zelebrieren ohne Meßdiener und ohne Lichter, auf einem Altarstein mit Brüchen und ohne Reliquien, an jedem dezenten Ort über und unter der Erde usw. — da mutete mich das alles so afrikanisch oder katakombisch an, daß ich mich des Lächelns nicht enthalten konnte. Aber nachher habe ich die Vorsicht und Rücksicht der Oberen bewundern gelernt: denn von allen Privilegien und Fakultäten habe ich in zwanzigjähriger Praxis Gebrauch machen müssen und wäre mir höchst ungemütlich gewesen, wenn ich zweifelnd alle pro und kontra hätte abwägen sollen, ob ich in diesem oder jenem Fall dieses oder jenes Anormale wohl tun dürfe ohne Privileg.

Sie würden also, lieber Freund, sich eine vollständig falsche Vorstellung machen, wenn Sie sich den zur Krankenprovisur eilenden Missionsgeistlichen in Talar und Rochett und Stola dächten. Nichts von alledem. Viel eher würde die Vorstellung eines „Reiseonkels" zutreffen, der über die Länge des Commis vogageur etwas hinaus ist und ruhig sich in eine Ecke des Wagenabteils drückt und vielleicht halb zu schlafen scheint. Denn der Priester trägt das Geheimnis der Geheimnisse auf der Brust — unterm Rock unter der Weste oder gar auf bloßer Brust am Herzen in kleinem Beutelchen ruht der Herr unter Brotsgestalt. Keiner weiß es um ihn herum. Das lacht und plaudert und schwätzt und mancher sucht ihn ins Gespräch zu ziehen. Er antwortet freundlich und höflich, aber kurz. Er nimmt ein Buch, Brevier oder Betrachtungsbuch, und betet, ohne aufzufallen oder er lehnt sich zurück und versinkt halbgeschlossenen Auges ins Nachdenken über seine und der Menschen Kleinheit und über Jesu Größe; der die elektrische Kraft geschaffen, die den Priester gerufen und die Dampfkraft, die ihn hinbringt zum Kranken stundenweit, den trägt er. Rechts und links an der Bahn stehen im herrlichen Mecklenburger Land prächtige Waldungen und Hirsche und Rehe springen darin; von weitem blitzen die Wellen der Seen, die wie mit aufgeschlagenen Augen allüberall im Land zum Himmel schauen. Und Wald und Reh und See — er hat es gemacht, der am Priesterherzen ruht, ungekannt, ungeahnt von ihnen allen, die jetzt zusammen mit ihrem Schöpfer und Erlöser in dem sausenden Eisenbahnzug das Land durchfliegen. (Fortsetzung folgt.)

Peterchens Kirschbaumfahrungen.

In Feldheim waren durchgehends lauter brave Kinder. Besonders unser Peterchen, so wurde er nämlich noch immer von seiner Mutter genannt, obgleich er schon 12 Jahre und ein kräftiger Peter war. Er saß musterhaft ruhig in der Kirche, sah nicht Links noch rechts, schwätzte und lachte nicht und gab so gut auf die Predigt acht. Gelogen hatte er noch nie und gestohlen — ach wer könnte so was denken, denn daß er wohl der Mutter einmal ein Zuckerklümpchen aus dem Schranke genommen, das betrachtete er als geheime Schadloshaltung dafür, daß beim Festkaffee auf Mutters Namenstag das Stück Kuchen und nachher noch die Portion mit Kaneel bestreuten Reisbreies nicht so groß ausgefallen, wie er gedacht, obgleich er letzteren zur Hälfte hatte stehen lassen müssen, da sein Bäuchlein sich weigerte, das ganze schöne weiß-gelbe Essen aufzunehmen. Also, wie gesagt, eigentlich gelogen und gestohlen hatte Peterchen noch nicht.

Das beteuerte auch seine Mutter Trina ihrer Nachbarin Stina gegenüber, mit der sie eben beim Ausgang aus der Christenlehre, in der Peterchen vortrefflich geantwortet: „Lügen heißt: wissentlich und vorsätzlich die Unwahrheit sagen" und: „Man versündigt sich durch Diebstahl, wenn man fremdes Gut heimlich wegnimmt," am Weihwasserkessel zusammentraf.

Auf die Schmeicheleien der Frau Stina: „Ihr Peter, liebe Nachbarin, ist aber ein vortreffliches Kerlchen, hat der da heute in der Christenlehre Antwort gegeben, als wenn er schon ein halber Vikar wäre; habt ihr nicht gesehen, wie der Herr-Pastor ihn so freundlich angelacht, als wollte er sagen: Du bist mein Bester?" fing Frau Trina an, ihr Peterchen über die Puppen zu loben, er sei ein Goldjunge, so brav, daß der ägyptische Josef nicht braver könne gewesen sein, und wenn ihr Peterchen nicht ein Aloysius würde, dann verständ sie die Welt nicht mehr. Sie habe ihm darum wegen dieser ausnehmenden Bravheit auch jetzt zu Peter und Paul ein neues Höschen und Röckchen machen lassen und Frau Stina hätte wohl gewiß bemerkt, wie schön es ihm stände.

„Wohl", sagte Frau Stina, habe sie das gesehen, es säße ihm aber auch wie angegossen." Noch stolzer auf ihr Söhnchen als vorher, trennte sich Frau Trina von der Nachbarin und schmierte zu Hause beim Kaffee dem Peterchen extra dick Honig und Butter aufs Brot, als stille Belohnung für seine Antwort in der Christenlehre, was sie aber auch getan haben würde, wenn Peterchen beim Pfarrer abgeblitzt wäre — denn er war ja als ihr Einziger ihr zuckersüßer Junge, der alles, was er wollte, von ihr bekam, und dem die Mutter überall durch die Finger sah, und den sie, wenn es nötig gewesen, jedem, selbst ihrem Manne gegenüber, in Schutz genommen hätte.

„Mutter, darf ich jetzt auf die Wiese spielen gehen?" sagte Peterchen nach dem Kaffee, den er allein mit der Mutter eingenommen, da der Vater schon früher das Haus verlassen hatte.

„Aber womit willst du denn spielen?"